

Eine Seele [Fortsetzung]

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 4

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 4 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 27. Januar 1923

Ein Abendlied.

Von Gottfried Kinkel.

Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Weh'n,
Nun hört man allerorten
Der Engel Süße geh'n.
Rings in die Tale senket
Sich Finsternis mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Tosen ist vorbei,
Stumm ihrer Freuden Reigen,
Und stumm ihr Schmerzensschrei.
Hat Rosen sie geschenkt,
Hat Dornen sie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

Und hast du heut' gefehlet,
O schaue nicht zurück.
Empfinde dich befeelet
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

Nun steh'n im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät;
In gleichem, festem Gleise
Der gold'ne Wagen geht.

Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

4

Es war aber nicht der Arzt, sondern Herr Flitt, der kam, um sich nach Charlottens Befinden zu erkundigen. Er schien sehr aufgeräumt und offenbar befriedigt vom vergangenen Abend. Er erzählte, was er an diesem Morgen schon alles geleistet und hinter sich gebracht habe und war so mitteilhaft über sein Tun und Treiben und seine Erfolge aller Art, daß Charlotte zur Unterhaltung kaum etwas beizutragen brauchte. Zum Schluß brachte Flitt in wohlgelesenen Worten eine Einladung zu einem „sehr ge-
diegenen“ Vereinsfest vor, wo sich Fräulein Hoch, seiner Meinung nach, glänzend amüsieren würde. Als Charlotte sich ablehnend äußerte, hielt er mit einem hartnäckigen, des Erfolges völlig sicheren Eifer an. Wie aber dies nicht zum Ziel führte, sagte er, indem er sich erhob, mit un-
mißverständlichem Ernst: „Fräulein Hoch, es ist mir eine ganz persönliche Zurückweisung, wenn diese Absage Ihr letztes Wort sein soll.“ Er sah sie aus den kühlen Augen mit einem empfindsamen und stieren Blick an, wobei er die Lider unverhältnismäßig in die Höhe zog, so daß die Augen-
äpfel hervorquollen und das ganze Gesicht einen grotesken Ausdruck der Verblüfftheit und Begier annahm.

„Ich bitte Sie wirklich, es mir nicht zu verübeln,“ sagte Charlotte peinlich berührt, „aber ich habe den ganz

bestimmten Entschluß gefaßt, derartige Anlässe nicht mehr zu besuchen.“

„Ja warum denn nicht?“ rief Flitt verwundert.

„Weil ich mich nicht so sehr dabei amüsiere,“ antwortete sie.

„Das kommt doch wohl auf die Gesellschaft an,“ sagte Flitt, indem er sich mutig mit seinem Stöckchen an die Beine schlug.

Charlotte schwieg, und sie antwortete noch immer nichts auch als das Stillschweigen anfangen peinlich zu werden.

„Nun, Sie müssen wissen, was Sie tun,“ sagte Flitt in empfindlichem und fast drohendem Ton, indem er ein paar Schritte gegen die Tür machte. Aber er blieb noch einmal stehen und wandte sich um. „Es ist also unab-
änderlich? Ja? Dann kann ich allerdings nur bedauern, Sie belästigt zu haben.“

Als Charlotte in das Zimmer ihrer Mutter trat, wartete der Arzt schon auf sie. Er hatte die Hände gefaltet und die Beine gekreuzt und sah ihr durch eine goldene Brille entgegen. Frau Hoch stellte vor und sagte dann mit Nach-
druck: „Also, ich lasse Sie allein, da meine Tochter es so wünscht.“

Charlotte setzte sich dem Arzt gegenüber. Sie hatte das Gefühl, als ob hier schon allerlei über sie gesprochen worden wäre. Dr. Weiser war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, der sich offenbar bemühte, älter zu erscheinen. Seine Bewegungen waren fast unnatürlich ruhig und gemäßigt, und als er nun sprach, hatte seine Stimme einen wohlwollenden und herablassenden Ton, der gezwungen wirkte.

„Nun, liebes Fräulein, reden Sie einmal ganz frei,“ begann er. „Erzählen Sie mir von sich, gerade wie es Ihnen in den Sinn kommt. Fangen Sie an, wo Sie wollen, und sprechen Sie, solange Sie wollen.“

Charlotte mußte sich erst auf Worte besinnen. Sie gehörte zu den Menschen, die ihre Umgebung fast mit der Stärke einer körperlichen Empfindung wahrnehmen, und vor Dr. Weisers Wesen schreckte sie mit einer unüberwindlichen Scheu zurück.

„Es ist sehr einfach,“ sagte sie nun knapp, „ich möchte mich irgendwie weiter bilden, vielleicht durch ein Studium, und mich ein wenig in der Welt umsehen. Meine Mutter stimmt jedoch meinen Plänen nicht zu, und ich mag sie nicht gerne ohne ihre Einwilligung ausführen. Das bringt mich um die gute Laune.“ Sie schwieg jetzt und war selber verwundert, daß diese Angelegenheit, die ihr mit allen Folgen und Zusammenhängen wie eine Lebensfrage vorkam, sich als eine einfache, rein äußerliche Sache anhörte.

„Hm,“ sagte der Arzt. „Und weiter?“

„Das ist alles.“

„Nun, das ist ja also nicht so schlimm,“ meinte er begütigend. „Darf ich Sie nun eben noch bitten, mir auf einige Fragen Antwort zu geben: Wie steht es denn mit unserm Schlaf, liebes Fräulein?“

Charlotte antwortete, sie schlafe gut.

„Kein Alpdruck, kein Aufschrecken mit Herzklopfen, keine Beengungen? nichts von alledem? Nun, da haben wir ja sehr gute Aussichten. Und was macht denn unser Appetit? Auch gut? Gegen Milch, Eier keine Abneigung? Keine Vorliebe für scharfe Kost, Säuren? — Also das ist ja alles sehr günstig.“ Dr. Weiser stellte noch einige medizinische Fragen, schrieb ein paar Worte in sein Notizbuch, machte dann die Probe auf verschiedene Nervenreflexe und sagte endlich: „Nun, ein Held an Nervenkraft sind wir ja nicht eben. Aber Grund zur Beunruhigung ist durchaus nicht vorhanden. Sie sind gesund, außer dem alten Husten, den Sie da in den Frühling hineinschleppen und für den ich Ihnen ein Mittel aufschreibe. Sie nehmen doch Medizin, ich will es hoffen?“

„O ja, es macht mir gar nichts aus,“ sagte Charlotte, die mit gelangweiltem Gesicht in ihrem Stuhl saß.

„Na, man kann nie wissen bei jungen Damen,“ meinte Dr. Weiser lächelnd. Als er sein Rezept geschrieben hatte, legte er die Feder nieder, lehnte sich im Stuhl zurück, spielte einen Augenblick nachdenklich mit seiner Uhrkette und begann dann, wie zu einer langen Rede ausholend: „Nun, was das Uebrige betrifft, mein liebes Fräulein, so bitte ich, mir nicht übel zu nehmen, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Fall durchaus kein ungewöhnlicher ist, sondern sogar sehr häufig vorkommt. Wir Aerzte erleben es beständig, daß uns junge Mädchen, Pardon, junge Damen, zugeführt werden, die

an einem gewissen „Unbefriedigtsein“, meist verbunden mit Blutarmut oder nervösen Störungen, leiden. Dieses Unbefriedigtsein ist durchaus nichts Tadelnswertes oder Beschämendes, von diesem Gedanken müssen Sie sich zuerst einmal ganz frei machen; es ist im Gegenteil etwas sehr Natürliches und auch Berechtigtes. Aber sehen Sie, liebes Fräulein, in der weiblichen oder sagen wir in der jungfräulichen Natur steckt eine tiefe Schamhaftigkeit, die es den jungen Damen sehr erschwert, sich über den eigentlichen Grund ihrer — Unruhe und Sehnsucht klar zu werden. Deshalb nimmt man die Zuflucht zu allen möglichen Vorwänden, nicht erreichten Ambitionen, Studienplänen und dergleichen, die den jungen Damen viel interessanter und, wie soll ich sagen, gesellschaftsfähiger vorkommen als der Wunsch, der sie wirklich erfüllt. Und doch, glauben Sie mir, liebes Fräulein, wir haben immer gesehen und machen jeden Tag von neuem die Erfahrung: Sobald die jungen Damen Frauen und Mütter sind, so hören diese Zustände, diese Pläne, dieses Unbefriedigtsein, diese Blutarmut auf, und aus den unverständenen und unbefriedigten Mädchen werden gesunde, verständige Frauen, die sogar oft eine erstaunliche körperliche Leistungsfähigkeit zeigen. Sehen Sie, mein liebes Fräulein, das Leben ist gar nicht so kompliziert, wie diese jungen Herrschaften sich das gerne vorstellen. Sie müssen nur — nehmen Sie meinen gutgemeinten Rat an — sich die Sache nicht allzu sehr selber komplizieren. Unter dieser Komplikation verstehe ich, um gleich zur Sache zu sprechen, — ein übertriebenes Wählerischsein bei dem Schritt, der Sie Ihrem eigentlichen Berufe zuführen soll, bei der Heirat. Dieses Verschlecktsein, dieses allzulange Zaudern und Zögern ist in einem Irrtum begründet, dem sich unser heutiges weibliches Geschlecht im allgemeinen hingibt. Für die Frau“ — Dr. Weiser redete jetzt nachdrücklich und langsam, mit der Würde eines Predigers — „für die Frau ist nämlich der wichtigste Moment des Lebens nicht etwa, wie Sie wohl denken mögen, der Tag ihres Eintritts in die Ehe, der allerdings, ich gebe zu, ein schöner und feierlicher Moment ist, den sich ein junges Mädchen mit Recht immer wieder ausdenkt und ausmalt; nein, es ist die Stunde ihres ersten Gebärens, die Stunde, die sie zur Mutter macht und in der sie ihre eigentliche Bestimmung erfüllt. Darum — dieser Gedanke ist Ihnen nun wohl neu und vielleicht nicht auf den ersten Augenblick sympathisch, aber ich als Arzt habe die Pflicht, ihn auszusprechen — darum ist es auch für die Frau viel wichtiger, wer sie zur Mutter macht, als daß sie zur Mutter gemacht wird. Nun, Sie werden ungeduldig, liebes Fräulein, und sehen Sie, ich habe es ja auch vorausgesagt, daß Ihnen diese Wahrheit zuerst nicht angenehm tönen wird; aber ich kann Ihnen versichern, sie hat bei denen, die sie begriffen haben, schon viel Nützliches gestiftet. Nun, ich will Sie nicht länger in Anspruch nehmen, mein verehrtestes Fräulein; wenige Worte, die der Sache wirklich zu Leib gehen, sind in solchen Fällen wirksamer als ein langes und weitschweifiges Darumherumreden. Nur einen Ausspruch möchte ich Ihnen noch zitieren, und der stammt sogar von einem Verwandten von Ihnen, der selber Arzt ist, von Ihrem Herrn Schwager; er hat vor Jahren einmal geäußert: Wenn eine Frau die Wahl zwischen zehn Männern hat, und es gefallen ihr

nicht mindestens sechs davon, so ist diese Frau schon nicht mehr normal, sondern überbildet, ungesund. Nun, und die Gesundheit ist das Beste, was ich Ihnen als Arzt wünschen kann.“ Dr. Weiser hatte sich bei den letzten Worten erhoben und sagte jetzt mit überlegenem Lächeln, indem er seinen Hut ergriff und Charlotten die Hand bot: „Nun, mein gnädiges Fräulein, Sie haben sich unsere Sitzung vielleicht anders gedacht...“

„Ach, gar nicht so sehr anders,“ erwiderte Charlotte kühl. —

Dr. Weiser sah sie forschend und etwas erstaunt durch seine Brille an und schloß dann, indem er ihr fest die Hand drückte: „Also, nicht zu viel nachgrübeln, fröhlich zupacken, wir sind ja soweit gesund, gar nicht so sehr überbildet, wie mir scheint, — und die Hustenmedizin, nicht wahr, regelmäßig zweimal im Tage.“

Als der Arzt fort war, ging Charlotte in ihr Zimmer und schloß sich ein. Sie schritt erst eine Weile hin und her, wobei sie sich rasch ein paar Tränen aus den Augenwinkeln wischte; dann stellte sie sich vor das Bücherbrett und nahm einen Band Goethe zur Hand. Als sie ihn nach einer halben Stunde weglegte, war sie einigermaßen ruhig und konnte mit unbefangener Miene beim Mittagstisch erscheinen.

Am Nachmittag schritt auf der Straße, die zum Hochschen Landhause, der „Schönau“, führte, ein kleiner gerader Herr in guter und moderner Kleidung, der mit aufmerksamem Blick alles musterte, was ihm unter die Augen kam, die alten, wohlgebauten Landhäuser, die neuen Villen, an denen die Baumeister mit mehr Vorsatz als innerem Drang einen neuen Stil erprobt hatten, und die knospenden Obstbäume auf den Wiesenstreifen zwischen den Herrschaftsgärten. Nicht weit von der „Schönau“ verengte sich die Straße zu einem Feldweg, der über ein sanft ansteigendes Wiesenland führte, welches mit seinen Auen, seinen Bächen, Baumgruppen und Gehölzen Gelegenheit zu reizvollen und abwechslungsreichen Spaziergängen bot.

Der Wanderer, Professor Faber, schaute über das liebliche Gelände hin, zog dann seine Uhr und schritt an der „Schönau“ vorbei dem Wiesenland zu. Aus den Matten strömte der feuchte Frühlingsgeruch der Erde, und Faber stand öfters still und atmete ihn begierig ein. Als er sich einer Bank näherte, die halb versteckt in einer Gruppe von knospenden Bäumen und Gebüsch stand, gewahrte er dort einen Menschen, der in einem Buche las. Er hatte den Arm lang über die Lehne der Bank gelegt und saß bequem hingestreckt wie einer, der recht mit Körper und



Arnold Böcklin, „Selbstbildnis mit Cod.“

(Nationalgalerie in Berlin.)

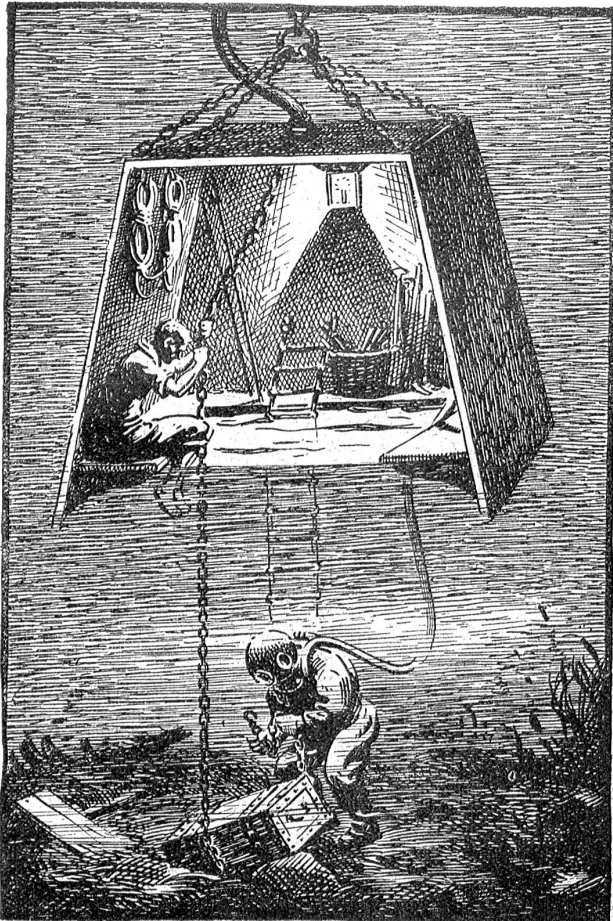
Geist genießen will. Faber erkannte Herrn Stephan. Auch dieser sah jetzt auf; als er jedoch den Professor gewahrte, steckte er rasch sein Buch ein, stand auf, grüßte und machte sich der Stadt zu auf den Weg.

„Lassen Sie sich, bitte, nicht stören,“ rief Faber, „ich hatte gar nicht im Sinn, mich hier niederzulassen, und übrigens würden wir uns wohl auf ein paar Minuten vertragen, glaube ich.“

Stephan wandte sich um und warf ihm einen Blick zu, in dem sich ein wunderliches Gemisch von Mißtrauen, Verlegenheit und Ärger ausdrückte.

Dann machte er plötzlich einen Schritt Faber entgegen und sagte fast grob, während seine Gesichtsmuskeln nernös zitterten: „Es hat ja keinen Zweck, diese Komödie weiterzuspielen. Wir haben allerdings am Eßtisch im Café Monopol zusammengenessen. Dann kam die Geschichte mit der Du-lois, von der Sie wahrscheinlich jede Einzelheit kennen, und ich mußte weg. Ich bin jetzt hier Diktionslehrer, habe neu angefangen; nun läuft mir also die Sache auch hieher nach!“

Faber winkte bereits mit seiner kleinen und feinen Hand ab: „Aber beruhigen Sie sich!“ Er lachte belustigt und gutmütig. „Also Friß Schirmer?“



Alte gusseiserne Taucherglocke, aus deren Luftinhalt der am Meeresgrund arbeitende Taucher atmet.

„Wie Sie wollen,“ sagte Stephan, „Engelbert und Stephan sind ebenfogut meine Namen; sie stehen im Taufregister wie die andern; mein Vater hat mich wenigstens mit Namen ordentlich ausgestattet.“

„Aber war denn der Wechsel überhaupt nötig? Und daß Sie von der Bühne weggingen? Das stand doch nicht im Zusammenhang?“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Arbeiten unter Wasser.

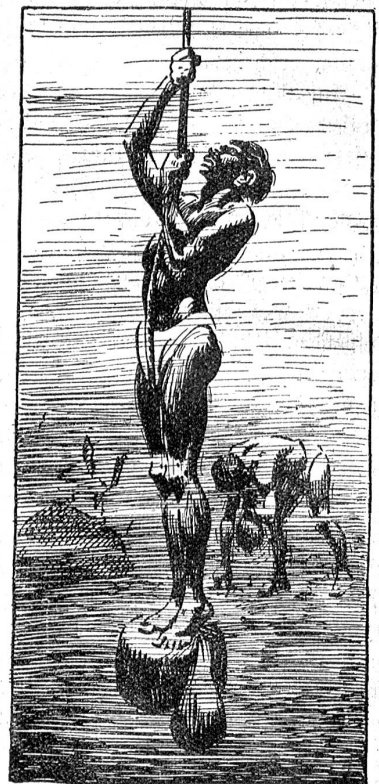
Bekanntlich werden die Perlen, die den Stolz der reichen Damen bilden, aus der Meerestiefe heraufgeholt. An der arabischen und indischen Küste sind noch heute viele tausend Perlfischer damit beschäftigt, auf den Meeresgrund herabzutauchen und die Muscheln zu sammeln, in deren Innern die kostbaren Sekrete zu finden sind. Bei diesen arabischen und indischen Perlfischern hat sich durch die jahrtausendlange Übung eine Tauchkunst ausgebildet, die den Europäer in Erstaunen setzt. Bis in Tiefen von 30 und mehr Metern hinab steigt der Perlfischer und hält sich 5–10 Minuten unter Wasser; dies ohne jegliches Hilfsmittel zum Atmen unter Wasser. Der Perlentaucher läßt sich an einem mit schweren Stein beschwerten Seil pfeilschnell in die Tiefe fallen und rafft, solange der in die Lunge aufgenommene Luftvorrat aushält, von den auf dem Meeresgrunde zerstreuten Muscheln in seinen Beutel zusammen, um sich dann wieder schnell an die Luft hinaufziehen zu lassen (siehe Abb. S. 44, unten). Ein geübter Perlfischer taucht im Tag vierzig- bis fünfzigmal und gewinnt bis 2000 Muscheln. Wenn auch nicht alle Muscheln Perlen enthalten

— denn diese entstehen nur dann, wenn ein Fremdkörper (Sandkorn) zwischen die Schalen gerät und das Tier zu Verblutung veranlaßt — so liefern sie doch die geschätzte Perlmutter; so heißt man nämlich die vielfarbig schimmernde Schicht auf der Innenseite der Schalen, die zu Knöpfen und Schmuckgegenständen aller Art verarbeitet wird. Natürlich macht auch hier, wie überall, nicht der Arbeiter, der bei der Gewinnung dieser Kostbarkeiten Gesundheit und Leben aufs Spiel setzt, den Hauptgewinn, sondern der Händler.

Dem Tauchen in große Wassertiefen stehen zwei Schwierigkeiten entgegen: der Mangel an Atemluft und der Druck, den die Wassermasse auf den Taucher ausübt. Schon zehn Meter unter Wasser beträgt dieser Druck eine Atmosphäre, d. h. auf jeden Quadratzentimeter Körperfläche 1 Kilo. Diesem äußeren Druck muß der Taucher, wenn er unbehindert atmen will, den entsprechenden innern Druck der eingeatmeten Luft entgegensetzen können. Der Ratttaucher verzichtet auf das Atmen unter Wasser; aber dafür nimmt er durch tiefes Einatmen einen Luftvorrat mit sich hinab. Dieser Luftvorrat beträgt maximal 5,5 l. und reicht gerade aus für einen Druck von 4,5 Atmosphären, das ist der Wasserdruck in 45 Meter Tiefe. Damit stimmt die Erfahrung, daß der Mensch ohne Hilfsmittel und ohne Schaden zu nehmen bis in Tiefen von höchstens 40 Meter hinabtauchen kann, ziemlich genau überein.

Diese Tatsache führte zu den Versuchen, den Taucher vom Druck des Wassers durch einen geeigneten Apparat unabhängig zu machen. Schon Aristoteles schreibt von der Ausrüstung der Taucher mit einem unten offenen Luftkessel. Das ist im Prinzip schon die Taucherglocke, die aber erst im 17. und 18. Jahrhundert praktisch zur Anwendung gelangte; so ist sie 1702 an der Westküste Schottlands verwendet worden, um die dort mit der spanischen Armada versunkenen Schiffe zu heben; im Laufe der Zeit ist sie dann zu großer Vollkommenheit ausgebaut worden (vergl. Abb. S. 44, oben). Die Taucherglocke ist ein geräumiger gußeiserner Kasten, den man an einer Kette in die Tiefe läßt und in den vermittelst eines Schlauches die nötige Atemluft für den Taucher und seinen Gehilfen gepumpt wird. Die Glocke wird bis nahe zur Arbeitsstelle hinabgesenkt, und von ihr steigt der Taucher in der Taucherausrüstung auf den Meeresgrund hinunter, um die ihm aufgetragene Arbeit zu verrichten.

Die Taucherglocke kommt ausschließlich bei Bergungs- und Hebearbeiten zur Anwendung. Wo es sich aber um ausgiebige Hantierungen auf dem See- oder Meeresgrunde, z. B. um Bauarbeiten, handelt, wo Material verarbeitet werden muß, kommt heute nur mehr der Taucherschacht in Frage. Dies ist eine Taucherglocke in vergrößertem Maßstabe, mit einem Rohr bis



Indischer Perlentäucher.